

WESWEGEN IRLAND?

»Fahren Sie nicht nach Irland«, sagte mir ein englischer Bekannter, »es mag landschaftlich ganz schön sein, aber es ist ein schmutziges und ungemütliches Land. Wenn Sie sehen wollen, wie schön es bei uns ist, gehen Sie an die cornische Riviera oder ins schottische Hochland.«

»Wenn ich ein fremdes Haus besuche«, sagte ich, »bleibe ich gar nicht gern im Salon. Das Kinderzimmer ist viel charakteristischer und gar das Klosett! John Bull ist ein wohlhabender Mann und ich weiß schon, daß es sich in den Ledersesseln seiner guten Stube himmlisch sitzt! Ich will gar nicht sehen, wie schön es bei euch ist, sondern wie es überhaupt bei euch ist.«

Nämlich im Leben jedes Menschen (soweit er nicht zu den jetzt überaus zahlreichen erhabenen Aristokraten gehört, die sich mit Dingen der Politik und des Gemeinschaftslebens nicht befassen und nicht beschmutzen) kommt der Moment, in dem er sich mit der Tatsache des britischen Weltreiches auseinander zu setzen hat. Man muß wissen, wie es bei den Engländern ist oder man hat das Leben von heute nicht ganz gelebt. Der asoziale Geistesaristokrat, dieses arme, verkrüppelte Wesen, wird doch wenigstens die Werke von Shaw lesen wollen, wenn ihn auch

natürlich Irland und Homerule gar nichts angehen. Und ein klein bißchen spielt doch das englische Leben in die englische Literatur hinein; es ist ein Fehler der englischen Literatur, sie sollte sich bessern, aber vorläufig muß der Europäer Nachsicht mit den Engländern haben. Sie sind wirklich noch ein bißchen stupid — und haben so ziemlich die Welt erobert. Diese Erde ist nämlich britisch und wird täglich britischer, wenn nicht im Sinne der politischen Machtverhältnisse, dann im Sinne der politischen Struktur und Organisation. Der deutsche Reichstagswähler ist eine englische Erfindung wie der deutsche Reichstag ebenfalls. Unsere politischen Institutionen sind von englischem Geiste dermaßen durchsetzt, daß wir alle Gründe haben, uns ein bißchen um diesen englischen Geist zu bekümmern. Es kann keinem vollwertigen Zentraleuropäer gleichgültig sein, wie es momentan in der indischen Provinz Bengalen aussieht, wie in Kanada und wie am Kap. Alles, was auf dieser Welt englisch ist, ist wichtig für alle auf dieser Welt. Alle wichtigen Fragen der Zeit werden wahrscheinlich auf englischem Boden endgültig entschieden werden. Im achtzehnten Jahrhundert ahnte der Europäer, daß das große Problem der politischen Freiheit in allererster Linie ein französisches Problem sei. Im neunzehnten Jahrhundert wußten die Einsichtigen, das Problem des Nationalstaates werde in deutschen Landen für ganz Europa gelöst werden. Wir im zwanzigsten Jahrhundert sollten intensiv daran denken, daß die soziale Frage, die Bodenfrage, die Frage der weißen Welthegemonie in England und den englischen Kolonien der großen Entscheidung entgegenreifen. In diesem Sinne ist England das repräsentative Land dieses unseres Jahrhunderts.

Dieses Land beherrscht unmittelbar oder mittelbar, gut

oder schlecht, den besten Teil des Erdballs. Wer die englische Weltherrschaft studieren will, muß auf so manchem Dampfer so manche Meere, in so manchem Expresszug manche Kontinente, auf so manchen Kameles Rücken so manche Küste durchqueren. Gewiß wird man die Engländer erst völlig verstehen, wenn man zwischen Nordpol und Südpol in jeder englischen Kolonialstadt mit ihnen Whisky-Soda getrunken hat. Aber vielleicht (dachte ich mir) genügt es zunächst für den täglichen Lebensbedarf, wenn man diejenige englische Kolonie besucht, die von London in kaum zehn Stunden zu erreichen ist, diejenige, über die England schon herrschte, bevor der erste englische Soldat Asien, Afrika oder gar Amerika und Australien betreten hatte. Außerdem: wie die Engländer über Hottentotten und Hindus herrschen, das ist doch erst in zweiter Linie interessant. Wie ein europäisches Land unter englischer Flagge aussieht, das ist wichtiger.

Bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts sind die ersten Engländer als Eroberer nach Irland gekommen. Es waren anglonormannische Barone; ihren Enkeln gehört heute noch viel von dem schönsten Teil der Inseln. Natürlich kamen diese Ahnen der englischen Kolonialpolitik nicht etwa, um sich Güter zu erobern. Seit es ein England gibt, hat England immer höhere ethische Zwecke vorgeschützt, bevor es ein Land einsteckte; nur wachsen in ärmeren und minder begehrenswerten Ländern die höheren ethischen Zwecke der Engländer nicht so gut. Also damals hatten die Engländer ein wunderschönes religiöses Motiv. Sie waren natürlich noch Katholiken, wie die Iren und die irische Kirche war eine der ältesten und heiligsten der Christenheit und überall im höchsten Ansehen. Es ließ sich aber entdecken, daß die irischen Bischöfe nicht streng

nach römischem Ritus geweiht zu werden pflegten; auch klappte irgend etwas mit dem Peterspfennig nicht. Nun war Hadrian IV., der damalige Papst, zufällig ein Engländer. England hat oft solches Glück mit seinen ethischen Zwecken. Der Papst mußte die irischen Ketzler zu Paaren treiben lassen; der König von England war im Interesse des höheren Zweckes gern bereit dazu; bei dieser Gelegenheit wurde der fromme kirchliche Sinn eines sonst als sehr weltlich verschrieenen Monarchen in erbaulichster Weise erweckt. Na, um es kurz zu machen, die Engländer kamen, kamen von vornherein als Feinde der irischen Volksreligion und der irischen Nationalität. Seither sind sie in Irland geblieben und nie wieder wird das Land sie abschütteln.

Das ist, in einer Nußschale, die Geschichte Irlands. In Indien war es ganz genau so, nur fing dort die englische Herrschaft nicht gleich so gewalttätig, sondern mit kommerzieller Sanftmut an. In beiden Ländern wechselten so mit der Zeit die höheren ethischen Zwecke, die Engländer blieben. Jedesmal wenn in Irland ein höherer ethischer Zweck glorreich durchgesetzt worden war, gehörten Hunderte von neuen Quadratmeilen englischen Lords. So wird auf dieser Erde der Idealismus eines starken Eroberervolkes und seiner Führer sichtbarlich belohnt. Das ist die englische Spezialität in der Weltgeschichte: der stärkere Firnis von humanitärer und religiöser Heuchelei, mit dem die Waffen dieser grandiosen und bewundernswerten Räuber so sauber lackiert zu sein pflegen. Alle Eroberer der Weltgeschichte haben gelegentlich so getan, als zerfleischten sie fremde Länder immer nur zu deren Wohl. Aber das waren z.B. im Munde der Römer doch mehr pompöse rhetorische Phrasen. In London hat man immer sehr fest

und innig an den jeweiligen höheren Zweck geglaubt; diese Rasse hat ein unglaubliches Talent dazu, sich moralisch vorzukommen. Und wahrscheinlich liegt gerade in diesem uralten moralischen Snobismus die Bedeutung Englands für die Weltkultur.

Es ist nämlich nicht auf die Dauer möglich, fortwährend höhere Kulturzwecke im Munde zu führen und mit der Hand im Namen dieser Zwecke in fremde Taschen zu fahren. Das geht an, solange die überaus moralische Herrennation das fremde Land noch nicht völlig überwältigt hat. Aber es kommt ein Moment, in dem auch gar kein Grund mehr vorliegt, das Erlöserwerk noch zu verschieben; man kann sengen und morden, solange man Jerusalem belagert; man wird den Frieden des Kreuzes aufpflanzen müssen, wenn der Kreuzzug gelungen und Jerusalem erobert ist. Die Engländer haben noch jede ihrer Kolonien für sich, das heißt auf Deutsch: im Geldinteresse ihres Adels und ihrer Kaufmannschaft, an sich gerissen. Alle großen Welteroberer haben so gehandelt. Aber die Engländer, und das ist bei aller verdammten Heuchelei ein gewaltiger Vorzug, haben dem widerstrebenden Eingeborenen der Kolonie immer und immer mit dem Schlachtruf den Schädel eingeschlagen: es geschieht nur zu deinem Besten! Infolgedessen kam immer der Moment, in dem dieses so solenne Versprechen eingelöst werden mußte. Gott, es war meist ein Moment, in dem es John Bull gerade schlecht ging. Aber nichts gleicht der werbenden Kraft oft wiederholter Phrasen. Wenn man den Berliner Kommissar nur oft genug sagt, Kant sei der lustigste und chikste Autor — schließlich werden sie alle Kant lesen. Das wäre kein Gewinn für Kant, die Kommissare und die Nation. Aber daß man dem englischen Mittelstand seit Jahrhunderten predigt: Ihr seid die selbstlosen Erlöser

der Welt — das ist ein Gewinn. Sie werden vielleicht die Welt erlösen.

In Indien ist der Moment eingetreten, in dem die uralte humanitäre Lügenphrase plötzlich als eine moralische Macht dasteht und (das Schauspiel entbehrt nicht einer grandiosen Komik) die alten Heuchler zwingt, die Rede wahr zu machen. Indien wird immer mehr um Indiens willen verwaltet; die eingeborene Bevölkerung bekommt Rechte, beginnt mit zu regieren. Natürlich haben der Sieg der Japaner, die Aufregung der muselmanischen Welt und ein bißchen auch die Bomben verschworener Hindus zu diesem Wechsel der Dinge etwas beigetragen. Aber ein so zähes und starkes Eroberervolk wie die Engländer hätte die Beute viel fester zwischen den Zähnen halten können — wenn nicht die segensreichen politischen Phrasen das Maul des Raubtieres aufgerissen hätten. Man kann ruhig sagen, daß die Engländer schließlich und endlich doch das humanste und gütigste der Völker sind — weil sie eben heucheln, wo andere nicht einmal heucheln würden.

In Irland liegen die Dinge nun genau so. England ist im Begriffe, Irland den Irländern zurückzugeben.

Natürlich auch nicht ganz freiwillig und ohne Not, aber doch vor allem unter dem imperativen Zwang politischer Ideale, die sich sehr gegen den ursprünglichen Willen ihrer Verkünder selbständig gemacht haben und aus Phrasen Notwendigkeiten geworden sind.

Seit dem Abfall Amerikas geht diese ungeheure, unabhsehbare Bewegung durch das britische Weltreich: was die politische Machtpolitik mit eisernem Griff zusammengeschart und zusammengehalten hat, das lockert die britische Kulturpolitik, die Folge jener zehnfach gesegneten Nationalheuchelei. Ob dieses Reich zusammenhalten

kann, wenn es seinen einzelnen Teilen gut geht, das ist jetzt so ziemlich die einzige weltpolitische Frage von wirklicher Bedeutung. Deswegen ist es (und bitte, ist es für uns!) so ungeheuer wichtig, zu beobachten, was jetzt in Irland vorgeht. Eine Beute der Engländer soll durch die Engländer freigemacht werden — und dabei auf ewig sehr englisch bleiben. Da werden wohl alle Qualitäten der englischen Rasse zum Vorschein kommen müssen. Ob es gelingt, ein autonomes Irland zu britischem Reichspatriotismus zu bekehren, diese Frage will gar nichts anderes bedeuten als das Problem, ob bei fortschreitender Zivilisation das britische Weltreich britisch bleiben kann.

Vielleicht geht das auch Deutsche an. Aber Irland ist in Deutschland weniger bekannt, als Zentralasien, und als ich von meiner irischen Reise heimkehrte, waren es nicht lauter Analphabeten, die mich fragten, wie mir der Hekla imponiert habe. Man fährt nämlich nach Island; nach Irland fährt man nicht. Es ist nicht die gute Stube der Engländer; es wird in diesem Zimmer ihres Hauses erst jetzt aufgeräumt und es sieht noch ein bißchen wild aus. Es ist indiskret, in einem solchen Moment einen Blick durch die Türspalte zu tun. Ich weiß, ich habe mich sehr shocking benommen. Ich war in Irland und hätte an der cornischen Riviera doch so viel nettere Familienpensionen finden können.

DER BOYNE-FLUSS.

Wenn man von Dublin nach Belfast will, vom irischen Irland in jenes schottisch-puritanische Irland des Nordens, muß man über einen unbedeutenden kleinen Fluß. Er heißt Boyne und wenn man sehr gelehrt sein will, kann man ihn den irischen Rubikon nennen. Denn hier fiel einmal die Entscheidung über Irlands Schicksal.

Will ich eigentlich sehr gelehrt sein? Keine Ahnung; ich will nach Belfast fahren. Aber die Fahrt nach Belfast ist nicht sehr lang; es wird gut sein, den Tag irgendwie unterwegs zu verträdeln. Es ist fürchterlich, in einer ganz fremden Stadt anzukommen und noch einen Teil des Tages vor sich zu haben. Es ist auch fürchterlich, in einer noch nicht sehr vertrauten Stadt herumzugehen und fortwährend auf die Uhr zu schauen, ob der Zug noch nicht bald geht. Früh wegfahren und abends ankommen, das ist das einzig Richtige. Aber dazu fahren im kleinen Irland die Eisenbahnzüge zu schnell, obwohl sie auch gottsjämmerlich langsam fahren können.

Kurz, es gilt einen Tag unterwegs zu verbummeln. Und da gibt es nichts so Geeignetes, wie eine historische Stätte, wie ein Schlachtfeld. Es ist direkt übermenschlich gebildet, aus einem Schnellzug auszusteigen und ein Schlachtfeld zu

besuchen. Es ist löblich. Und vielleicht ist das Schlachtfeld gar schön grün bewachsen und man kann, zwischen einer irischen Großstadt und einer anderen, zwischen Homerule und dem Ulsterproblem, ein bißchen auf einer Wiese am Ufer eines Flusses im besonnten Grase liegen, weil es doch Sommer ist. Nur die nötige Courage muß man dazu haben, mitten in einer sehr gebildeten Reise.

Also ich steige in Drogheda aus und lasse mein Gepäck auf dem Bahnhof. Ich sehe schon, die übliche irische Kleinstadt an der Flußmündung, mit einer Hauptstraße versehen und sehr viel Geschichte. Ich könnte durch die Stadt gehen, ich kann aber auch hinten herum gehen, und so gehe ich hinten herum. Ein Stück Landstraße zwischen grünen Hecken, dann ein Fußweg im hohen Uferschilf. Neben mir der Fluß, vor mir ein Tal, das lächelt. Ganz im Hintergrund eine helle Spitze: der Obelisk. Es muß unbedingt ein Obelisk hier zwischen den Feldern und Wiesen stehen, sonst wäre es keine richtige historische Stätte.

Das ist wunderbar, im Sonnenlicht neben einem kleinen Fluß dahingehen. Eine Landschaft schlürfen, die keinen besonders schönen Punkt hat, sondern schöne Flächen und Linien. Das gibt es in Irland: das restlos Grüne. Jetzt gehört noch etwas dazu, nämlich ein freundliches Gespräch oder, wenn man allein spazieren geht, ein recht gutes Buch langsam im Gehen zu lesen. Dies, damit man nicht in die Gefahr kommt, die Landschaft fortwährend anzusehen und sich zuzurufen: Der schöne Ausblick! Sieh, dort hinten der Rauch über den Fabrikschlotten von Drogheda! Oder: Ha, die gelben Lupinen!

Sondern man muß all diese Punkte zu Linien und Flächen verbinden, indem man nicht zu sehr auf sie achtet.

Das touristische Bewußtsein abstellen, sich in der Landschaft so benehmen, als würde man sie schon bis zum Überdruß kennen. Nicht fremd tun dem Fremden gegenüber. Also ein Buch aus der Tasche ziehen.

In meiner Tasche habe ich den zweiten Band von Lord Macaulays »History of England«. Gott, so ganz zufällig fische ich ihn ja jetzt nicht aus der Büchertasche; ich weiß schon, daß etwas über die Schlacht am Boynefluß darin stehen wird. Ich habe sogar absichtlich nicht weitergelesen, als es so weit war, daß in dem Buche die Schlacht am Boyne losgehen konnte. Und es war schmerzhaft, nicht weiterzulesen, denn dieses historische Werk ist ein ganz aufregendes Buch, das man nur so frißt. Ich habe fast eine ganze Nacht lang das elektrische Licht nicht abgeknipst, um rasch zu erfahren, wie die Umwandlung der alten Währung in die neue damals vor sich ging. Ein ungeheuer spannendes Thema, nicht? Nun, eines der größten Menschheitsgenies, Sir Isaac Newton, hat es der Mühe wert gefunden, diesem Thema einen wichtigen Teil seines Lebens zu widmen; wenn dann noch ein Dichter wie Macaulay das erzählt, ist es schon einigermaßen der Mühe wert, zuzuhören.

Ich ziehe den roten Everyman-Band aus der Tasche. Es ist sehr abgeschmackt, auf einem Schlachtfeld die Geschichte einer Schlacht anders zu lesen, als im Reisehandbuch. Ich weiß es: ich beschließe, Macaulay nicht zu einem Reisehandbuch zu degradieren. Also nein, ich gehe jetzt an einem beliebigen Flußufer spazieren und lese, weil es mir zufällig so paßt, den zweiten Band von Macaulays Geschichte. Gut, die Armee Wilhelms von Oranien marschirt von Norden her gegen den Stuart James, der sich nach der Revolution nach Irland geflüchtet hat und jetzt mit den irischen Katholiken am Boyne steht. (Ich stehe

nicht am Boyne; dieser Fluß neben mir hat keinen Namen, sondern ist anmutig.)

Trara, Fanfaren, die evangelische Armee marschirt in drei Kolonnen: Wilhelms Holländer neben englischen Whigs, Brandenburgern, Schweden, Hugenotten, alles, was der dreißigjährige Krieg in Europa noch protestantisch gelassen hat. In einer besonderen Gruppe die Freiwilligen von Ulster, die Leute von Londonderry, Enniskillen, Belfast, die puritanischen Kolonisten, die geborenen Todfeinde des Irentums. Da stehen sie jetzt am 30. Juni 1691 am Boyne. — Ich lese: »Vor ihnen lag ein Tal, jetzt so reich und heiter, daß der Engländer, der es anblickt, sich in einem der am meisten begünstigten Teile seiner eigenen so sehr begünstigten Heimat wähen kann. Weizenfelder, Waldzüge, Wiesen, bunt von Gretchenblumen und Klee, fallen sanft zum Rand des Boyne hinab. Dieser klare und ruhige Strom, die Grenze der Grafschaften Louth und Meath, ist schon viele Meilen zwischen grünenden Ufern dahingeflossen, auf denen sich moderne Schlösser erheben und die verfallenen Burgen alter Normannenbarone, und wird sich nun gleich mit der See vermengen. Fünf Meilen westlich von der Stelle, von wo Wilhelm auf den Fluß niedersah, steht nun, auf einer grünen Uferbank inmitten edler Wälder Schloß Slane, der Sitz des Markgrafen von Conyngham. Zwei Meilen gegen Ost hängt eine Rauchwolke von Fabriken und Dampfschiffen über der geschäftigen Stadt and dem Hafen von Drogheda. Auf der Meath-Seite des Boyne steigt das Gelände, auch hier ganz voll Korn, Gras, Blumen und Laub, in sanftem Anstieg zu einer Höhe empor, auf der eine stattliche Gruppe von Eschen die zerstörte Kirche und den verlassenen Friedhof von Donore beschattet.«

Also dort drüben auf der Höhe wehte die Flagge der Stuarts und der Bourbonen. Dort standen die Zelte der Iren und der französischen Hilfstruppen, Dort rechts — —

Ach so, ich gehe ja an einem ixbeliebigen Fluß spazieren. Ich halte es ja für abgeschmackt zu »Stätten« zu pilgern; ich genieße einfach einen Sommertag.

Und ein heiliges Donnerwetter noch einmal! Hübsch weit bringt man es in einem literarischen Beruf: man schämt sich nachgerade jeder geistigen Regung, wie man sich aus Angst vor Sentimentalität jedes gesunden Gefühles schämt. Also nein, ich gebe das blödsinnige Versteckspiel auf. Ich erkläre feierlich: das ist nicht ein Fluß, sondern der Boynefluß, der irische Rubikon. Und ich interessiere mich für eine große historische Begebenheit und wer sich nicht mit mir interessiert, dem kann ich nicht helfen.

Ich klappe das Buch zu und gehe justament direkt zu der Brücke, zu dem steinernen Obelisk. Der Obelisk steht an der Stelle, wo Wilhelm frühstückte und fast erschossen worden wäre. Woraus sich ergibt, daß die Stelle zum Frühstück geeignet sein muß. Ich setze mich in das Gras der Böschung und tue es. Neben mir liegt das rote Buch. Manchmal lese ich schnell eine Seite, dann blicke ich wieder um mich und suche die Seite möglichst zu erleben.

Also ein reizender kleiner Fluß; am rechten Ufer das grüne Irland, am linken Ufer das grüne Irland. Am rechten Ufer wohnen lauter Leute, die sich zu bekreuzigen pflegen und von guten alten irischen Königen abstammen. Die alten englischen Könige hingegen waren nicht gut zu ihnen, besonders, seit sie sich ihrerseits nicht mehr zu bekreuzigen pflegten, sondern das Prayer-Book statt des lateinischen Meßbuches favorisierten. Auf einmal kommt ein englischer König, der sich wieder bekreuzigt und er

ist, was er auch sonst sein mag, gut zu den Iren von Irland. Nicht zuletzt aus dem Grunde (aber hauptsächlich, weil er ein Schwachkopf und arroganter Gottes-Gnaden-Tyrann ist) jagen ihn die Engländer davon und holen sich einen neuen König aus Holland. Der alte König fährt nach Irland und bringt eine katholische Armee aus Frankreich mit. Die Iren haben ganz auf einmal, was sie brauchen: einen katholischen König für sich allein. Seit Brian Boroimhe ist es dem Land nicht mehr so gut gegangen. Das Parlament von Dublin wird toll vor Entzücken. Es schafft die Gesetze der englischen Unterdrücker ab, es baut ein Irland.

Aber der Boynefluß hat zwei Ufer. Am linken, eigentlich nicht direkt am Ufer, sondern weiter im Norden, wohnen Leute, die kein Kreuz schlagen und überhaupt keine Iren sind, sondern Fremdlinge. Sie sind gegen den alten König und für die alten Gesetze. Um sie wogt ein empörtes Land; die gewaltige Majorität stürzt sich auf die isolierte Minorität. Aber die Minorität besteht aus Engländern; aus wundervollen Räufern, die eben begonnen haben, die Welt zu erobern. Die Minorität besteht aus Iren, die nichts können als leiden und schwermütig sein. Da halten sich in Enniskillen und Londonderry winzige Scharen gegen ein ganzes Land und eine Armee Ludwig des Vierzehnten; da wird Irland mit den verstreuten englischen Menscheninseln nicht fertig. Es kommt ein Schiff und zerbricht die Barrikade, die den Hafen von Londonderry absperren sollte: es kommt plötzlich eine ganze Armee und der neue König an der Spitze. Dieser zähe Oranier, der neue König, hat sein Leben lang das protestantische Europa gegen Rom und die Franzosen organisiert. Jetzt wird er an der Spitze von protestantischen Europäern aller Nationen die Entscheidung erzwingen, ob Irland ein Land protestantischer Herren,

eine englische Beute sein wird, oder ein katholischer Vasallenstaat Ludwigs, eine ewige Drohung für England und das Werk der Reformation. Die beiden Armeen marschieren auf.

Und Irlands Träumer, haben sie da ihrer alten Sagen gedacht? Hier am Boyne, wo Bruga ragte, des Zauberes Angus Palast? Haben sie der Heldenschar Fins gedacht, und wie sie einst die Furt verteidigten, fremde Landfeinde abzuwehren? Festgebannt saß Fin Mac Coul im Palaste Midacs, des Verräters; böser Zauber hielt ihn und die treuen Gefährten wehrlos fest; schon setzte das fremde Heer über den Fluß, um die hilflosen Helden zu schlachten. Aber die Feni, Fins Reckengefolschaft, sandte Späher aus, den Verbleib des Führers zu erkunden. Und einer der Späher nach dem anderen hört die Stimme des Festgebannten aus dem Zauberpalast hervorklingen und stürzt zu der Furt und sperrt sie mit Schwert und Schild, bis der nächste Gefährte naht. Dermat O'Dyna aber vom hellen Gesicht (schlecht hat es ihm Fin später bezahlt, als er ihn durch Elrin dahinhetzte, der Königstochter Grania wegen, mit der er entflohen), Dermat schlug die drei fremden Könige vom Eiland der Ströme und träufelte ihr Blut in den verzauberten Saal. Da waren Fin und die Gefährten vom Bann erlöst, wenn auch die alte Kraft nicht gleich in ihren Gliedern war. Bis zum Morgen verteidigte Dermat O'Dyna die Furt; dann wich die Schwäche von Fin und den Feni und keiner vom fremden Heere entrann. Frei war Irland.

Wenn im Jahre 1691 die Iren von ihren alten Sagen geträumt haben, dann war es ein leerer Traum. Schlecht wahrten die Enkel Dermats die Furt, schlecht schützten sie den hilflosen König, den wirklich ein lähmender Zauber um alle Kraft gebracht zu haben schien. Am Ufer des

Boyne stand James Stuart; drüben umringten Fremde den fremden König. Tot war Dermot O'Dyna vom hellen Gesicht; faseln konnten die Iren von ihm, aber nicht seine Taten tun.

König gegen König. Dazwischen träge und friedlich der Fluß. Ein König muß durch den Boyne, um mit dem anderen König zu kämpfen. Da springt Wilhelm in den Fluß; da sieht es James und läuft schändlich davon. Die irische Armee ist ein unorganisierter Haufen von freigelassenen Sklaven. Und steht gegen den größten Kriegsorganisator der Zeit. Die irische Armee läuft auch. Alle zusammen benehmen sich wie üble Feiglinge; der militärische Ruf der Nation ist vernichtet. Dabei treten dieselben Feiglinge vom Boyne Mann für Mann später im Exil in fremde Kriegsdienste und schlagen sich nach einem guten, strengen Drill in der ganzen Welt bewundernswert.

Das französische Detachement kann die Katastrophe nicht verhindern. Ein irischer Soldat ruft seinem englischen Verfolger zu: »Tauschen wir unsere beiden Könige und fechten wir es noch einmal aus.« Als James nach Dublin zurückkam, sagte er der Lady Tyrconnel: »Ihre Landsleute, Madame, die Iren, können sehr schnell laufen, das muß ich gestehen.« »In dieser wie in jeder anderen Beziehung«, sagte Lady Tyrconnel, »übertrifft Euere Majestät Ihre Untertanen, denn Sie haben ja das Wettrennen gewonnen.«

Das war die Schlacht am Boyne, die letzte Entscheidungsschlacht zwischen einer eminent tüchtigen und einer eminent untüchtigen Nation. Nie war eine Entscheidungsschlacht schneller aus; selten war eine so entscheidend.

Ich klappe das Buch zu und sehe um mich. Rechts das irische Irland, das Land, das damals und seither nicht

irisch werden konnte, so daß das Wort irisch heute nur etwas bedeutet, was die Iren zu ihrer Wehmut gar nicht sind. Links (aber weiter hinten) das englische Irland; die Leute, die damals gesiegt haben und noch heute von nichts anderem reden. Dazwischen der Fluß, harmlos, nett, seicht. Wilhelm konnte durchwaten, kein Dermat O'Dyna sperrte wehrhaft die Furt, der Fluß schützte sein Land nicht. Freilich trank er das Blut des deutschen Generals Schomberg, aber welcher Fluß auf Erden hätte nicht das Blut eines Deutschen geschluckt, der für das englische Weltreich gefallen ist? Jetzt tut der Fluß so, als wäre nichts vorgefallen; er ist wirklich ixbeliebig. Ich kann, wie ich ihn da so fließen sehe, ohne weitere Rührung aufstehen und nach Drogheda zurückgehen, weil der Mensch doch auch zu Mittag essen muß. (Was in einer irischen Provinzstadt eher eine lästige Pflicht ist.)

Und ich weiß doch: wenn der Boyne tiefer gewesen wäre und wäre König Wilhelm in seinem Bett ausgerutscht und wäre König James kein Schwachkopf gewesen und wären die Iren tüchtig wie die Engländer — dann würde ich jetzt im Gasthof zu Drogheda einen anderen Fraß bekommen, vielleicht nicht besser, aber anders, nämlich irisch. So ist Irland ein Land ohne Nationalspeisen, ein Land mit fremder Küche und mit fremden Köchen darin, ein Land, durch dessen Grenzflüsse Fremde waten konnten. Deswegen ist Irland das, was es ist, genau dasselbige.

Zwei Flüsse bedeuten Irland. Der Shannon und der Boyne. Die irischen Iren blicken gerührt auf den Shannon und erzählen sich was Schönes von Brian Boroimhe. Die anderen, die nichtirischen Iren, die Ulsterleute, zu denen ich jetzt fahre, spucken auf den Shannon und lieben den Boyne. Diesem phlegmatischen Fluß ist es eigentlich egal;

er fließt friedlich zwischen Gerechten und Ungerechten. An seinen Ufern liegt eine Stätte; es wächst aber gewöhnliches Gras darauf. Das Gras und das Flußwasser haben keinen historischen Sinn. Aber es gibt andere reale Dinge, die historischen Sinn haben. Tausend praktische Wirklichkeiten in Irland wird der Tourist nicht verstehen, wenn er den Boynefluß nicht begriffen hat.

Auch war die Sonne lau und es lag sich wunderbar im Grase.

DAS VERLORENE BILLET.

Ich ging auf dem Bahnhof von Drogheda durch die Sperre und ließ mein Billett knipsen und dachte entweder an die Schlacht am Boynefluß oder an das miserable Mittagessen oder an sonst etwas, jedenfalls nicht sehr intensiv an mein Billett. Ein netter Träger trug meinen Koffer. Da kam schon der Schnellzug und hielt. Der Träger schubste meinen Koffer in einen Wagen. Da sah ich, daß ich mein Billett nicht hatte und sagte das dem Träger. Der Träger hatte sein Trinkgeld schon und sah die Welt optimistisch: »Ach was, Sie werden es schon irgendwo haben.« Schwups stieß er mich in den Wagen hinein und machte die Türe zu.

Ich saß zwischen einem breiten, gesunden Irländer und einer dunklen, jungen Dame von französischem Typ. Ich griff in meine vier Westentaschen und fand die Fahrkarte nicht; es war aber eine Rundreisekarte durch Nordirland, am gleichen Tage in Dublin gelöst. Etwas teuer, schade. Aber ich habe mehr Taschen. Ich greife in jede und finde nichts.

Ich lehne mich zurück und genieße ein kleines Gruseln. Vor fünf Minuten war ich ein braver Tourist, der soeben auf die löblichste Weise ein Schlachtfeld besichtigt hat und nun weiterfährt. Jetzt bin ich ein Verbrecher, der ohne

Fahrkarte in einem Schnellzug sitzt; vielleicht wird man nach irischem Gesetz dafür geköpft. In Preußen wird man. Wahrscheinlich wenigstens; dort habe ich es aber noch nicht probiert, eine Fahrkarte zu verlieren, dazu ist mein Respekt vor Preußen zu groß. Hingegen in Irland werde ich eben die Strafe erleiden, vorher aber noch ein bißchen aus dem Kupeefenster sehen, denn dazu und nicht zum Geköpftwerden bin ich eigentlich in Irland.

Der irische Herr neben mir hat mich beobachtet und sagt, ich müsse im Portemonnaie nachsehen; seine Fahrkarten verirrt sich immer ins Portemonnaie. Ich weiß bestimmt, daß meine Fahrkarten diese Gewohnheit nicht haben, danke aber für den Rat und sehe nach. Die Fahrkarte ist natürlich in der weiten Einsamkeit meines Portemonnaies nicht vorhanden.

»Peut-être dans votre portefeuille, monsieur!« sagt die französisch dunkle Dame neben mir, und ich erkenne daran, daß sie keineswegs eine Französin ist.

Ich weiß, daß ich meine Briefftasche seit Dublin nicht aus dem Rock gezogen habe, bin aber gottergeben und höflich und nehme sie hervor. Das ganze Kupee starrt auf meine Briefftasche. Der irische Herr besteht darauf, daß ich Blatt für Blatt herausnehme und entfalte, ob sich die Karte nicht hinein verkrochen hat. Die dunkle Dame macht mich aufmerksam, daß ich das eine Fach der Briefftasche noch nicht revidiert habe; vielleicht erwartet sie, daß interessante Photographien darin stecken.

Ich sage: »Futsch!« (So gut ich das auf englisch sagen kann.)

»Sehen Sie unter dem Sitz nach!« sagt der irische Herr, und ich muß hinunterkriechen.

Station Dundalk. Ein Stationsbeamter reißt die Türe

auf. In Irland pflegt nicht ein mitreisender Schaffner die Billette zu knipsen, sondern in jeder Station von neuem ein Beamter der Station, was in die Langeweile des Aufenthalts ein wenig Emotion hereinbringt. Diesmal ist die Emotion sehr groß. Das ganze Kupee ist in angeregter Stimmung. »Der Gentleman hat die Fahrkarte verloren«, sagt die Dame und sieht den Beamten an, daß er gleich sieht, wie bedauernswert dieses Schicksal eines armen Reisenden ist« »Man muß sofort nach Drogheda telephonieren«, sagt der irische Herr. »Suchen Sie die Karte«, sagte der Beamte. »Vielleicht ist sie im Portemonnaie.« »Abfahrt«, sagte der Stationschef.

Station Newry. Ich bin das Ereignis des Zuges. »Sehen Sie in der Briefftasche nach«, sagt der Stationsbeamte. »Ich gehe telephonieren«, sagt der irische Herr. »Geben Sie mir rasch drei Schilling.« Er stürzt fort. Ich sage dem Beamten, er möge mich doch (zum Teufel!) schon köpfen. Oder nachzahlen lassen, nur Ruhe will ich haben und zum Fenster hinaussehen können. Nie wieder im Leben werde ich, erfahren, wie Newry, Grafschaft Armagh, aussieht, wenn ich es nicht jetzt erfahre.

»Haben Sie schon unter dem Sitz nachgesehen?« fragt der Beamte erbarmungslos. Da rückt der Zug an, ohne daß der irische Herr mit meinen drei Schillingen wieder erschienen wäre.

Ich will endlich zum Fenster hinaussehen. Das Land hier ist schon Ulster. Es scheint hier bessere Felder zu geben, als im anderen Irland, und bei weitem nettere Bauernhäuser. »Vielleicht wird man die Karte in Drogheda doch finden«, tröstete mich die dunkle Dame. »Oder kann sie nicht in Ihre Rockfalte gerutscht sein? Sind Ihre Taschen etwa zerrissen?«

Und sieht aus, als ob sie bereit wäre, mir die Löcher meines Taschenfutters zu stopfen.

Station Tanderagee. Der Stationsbeamte reißt die Tür auf, interessiert sich für mein Portemonnaie und meine Brieftasche. Ich sage, ich wolle Strafe zahlen und basta. Er sagt, ich solle mich in Belfast beim Stationschef melden. Bis dahin wird also auf jeder Station je ein Beamter triumphierend vermuten, die Karte stecke im Portemonnaie, in der Brieftasche oder unter dem Sitz; es muß ein irischer Nationalaberglaube sein. Jetzt, bevor der Zug mich auf ewig aus Tanderagee entführt, kommt keuchend der irische Herr angestürzt; er mußte vorhin rasch in den nächsten Wagen einsteigen; fast hätte er den Zug versäumt, so lange hat er für meine drei Schillinge telephoniert. Ganz Drogheda ist schon in Bewegung, man sucht meine Fahrkarte. Ich habe den Eindruck: wenn ich noch drei Schillinge vorstrecke, telephoniert der Herr an den Vizekönig in Dublin, er möge die Garnison auf das Schlachtfeld am Boyne schicken und dort meine verlorene Fahrkarte suchen lassen.

In Moira soll der Lough Neagh auftauchen, der riesige nordirische Binnensee. Aber wie kann er auftauchen, wenn an der betreffenden Seite ein Bahnbeamter die Tür verstellt und gar nicht begreifen kann, wieso die Fahrkarte nicht unter meinem Sitz liegt. Das pflegen Fahrkarten doch!

Kurz, weil ich mein Billett verloren habe, kann ich das Land nicht sehen. Nur die Leute lerne ich als das kennen, was sie sind: sehr nett, sehr hilfsbereit, etwas geschwätzig und der Ansicht, daß jeder Fremde ein Idiot ist, den man sorglich betreuen muß. Preußischen Mitreisenden wären meine Billettschmerzen schnuppe gewesen. Preußische Bahnbeamte hätten mich als einen Schwerverbrecher behandelt, aber nur einmal; nach der Strafexekution hät-

te ich wieder aus dem Fenster sehen können, insoweit das Hinausbeugen nicht bei Strafe verboten ist. Hier ist alles teilnahmsvoll, sofern die Teilnahme einen guten Gesprächsstoff abgibt, und Reglements werden nicht blutig ernst genommen.

Der Zug hält in Belfast und meine Mitreisenden verschwinden. Ich verlasse das Kupee mit dem Gedanken eines armen Sünders. Jetzt kommt also ein Verhör im Stationsbureau. Jetzt werde ich nachbezahlen. Aber ich sehe, daß ich gar keine Sperre zu passieren habe; wie auf den Londoner Bahnhöfen geht der Bahnsteig ohne weitere Umstände in die Straße über; drei Schritte vom Zug stehen die Droschken. Ich brauche bloß dem Kutscher zu winken und entrinne der Nemesis.

Und jetzt kommt ein ungeheuer moralischer Schluß dieser wahren Geschichte. Ich sage mir: wenn die Leute anständig sind, bin ich auch anständig. Niemand hat mich angeschnauzt, niemand hat mich als Verbrecher behandelt. Also gerade deswegen gehe ich jetzt zum Stationsvorstand und zahle freiwillig nach, schon damit ich meinen Denktzettel habe und nächstens auf mein Billett besser achtgebe.

Also ich gehe zum Stationsvorstand.

»Aha«, sagt der Stationsvorstand, »ich weiß schon. Man hat mir soeben aus Drogheda telephonierte; Ihr Rundreisebillett ist auf dem Bahnsteig gefunden worden. Sie können sich's morgen abholen.«

Es war ein Triumph der Tugend. Seit Irland steht, ist noch keine so hohe Tugend so belohnt worden. Ich war mit diesem lieben, unbureaukratischen Irland zufrieden und Irland mit mir.